Schweizerischer Altphilologenverband
Association Suisse des Philogues Classiques

Bulletin No. 3

Octobre 1972

Senecas Phaedra und ihre Leidenschaft

(Gekürzte Fassung eines Referates, das unter dem Thema "Aktuelles in seltener gelesenen Dramen" am 29.April 1972 im Rahmen der Bildungstage des Schweizerischen Altphilologenverbandes in Schönbrunn vorgetragen wurde)

Phaedras Gestalt, ihrem Zustand und ihrem Handeln gilt Senecas ungeteiltes Interesse, sie ist die Protagonistin in seinem Drama. Bezeichnend genug: Wenn sie zum ersten Mal auf der Bühne erscheint, stellt sich gleich das Gefühl ein, dass wir der eigentlichen Exposition des Stückes beiwohnen:

> o magna vasti Creta dominatrix freti
> cuius per omne litus ... (85f.)

Was hat Phaedra uns zu sagen ? - Auf den Ort ihres Aufenthaltes sind wir vorbereitet: den hintersten Winkel Attikas hatte Senecas Gelehrsamkeit in der ouvertürehaften Arie des Hippolytos (1ff.) ausgeleuchtet; Phaedra befindet sich durchaus in Athen, doch ihre Gedanken wenden sich Kreta, ihrer alten Heimat, zu. Sie lebt nicht gern in Athen, verhasst ist ihr das Haus; Theseus, den Gatten, liebt sie nicht, fühlt sich als Geisel in den Händen des einstmaligen Feindes ihres Kreta. Tränen sind ihr Los, und unter Tränen überdenkt sie ihre Lage. Theseus ist fern. Vermisst sie ihn? - Nein, der "hält ihr die Treue, die zu halten er gewohnt ist" (92) - Schürzenjäger! Gleich nennt sie präziser den Grund seiner Abwesenheit: er begleitet Peirithoos auf seinem Zug in die Unterwelt zum Raub der Unterweltskönigin. Allerdings ist Theseus bei diesem erotischen Abenteuer nicht die Hauptperson; Phaedras Unterstellung trifft also nur vage. Allmählich wird man inne, dass sie dies alles offenbar ohnehin nur erwägt als Entschuldigung ihres eigenen Verhaltens vor sich selber, denn in dunkeln Andeutungen spricht sie auch von ihrem unruhvollen Zustand; auffallend: plötzlich sagt sie nicht mehr "Theseus", sondern "Hippolyti pater" (98).

Tief eingegraben sitzt jedenfalls in Phaedra die Liebe zu ihrem Stiefsohn. So verschwommen sie das Faktum andeutet, so genau nimmt sie es mit den Symptomen (100-112). Keine ihrer gewohnten Beschäftigungen freut sie mehr, weder im Haus noch in der Oeffentlichkeit. Nicht am Webstuhl sitzen, kein frommes Beten, sondern als Jägerin Feld und Wald durchstürmen! (Hippolytos ist Jäger, auch das wissen wir aus seinem Eingangslied.) Das gäbe ihrem Leben neuen Sinn!

> iuvat excitatas consequi cursu feras
> et rigida molli gaesa iaculari manu. (110f.)

Phaedra liebt; zu allem entschlossen gibt sie sich einen Augenblick ihrem Gefühl hin. Doch unvermittelt erschrickt sie über sich selber:

> quo tendis, anime? quid furens saltus amas? (112)

Ihre Gedanken wenden sich danach wieder ihrer alten Heimat zu, ihrer Familie, ihren Ahnen und deren monströsen Liebschaften: Pasiphae, Ariadne ... Ein Fluch (fatale malum, 113) verfolgt alle Frauen der Familie, die Nachfahren des Helios, an denen sich die Liebesgöttin für die von Helios erlittene Unbill immerfort rächt, so nun auch an Phaedra, der sie diese unselige Liebe sandte, die mit den gesellschaftlichen Konventionen nicht im Einklang steht. Seneca lässt also Phaedra die

Liebe zu ihrem Stiefsohn Hippolytos in doppelter Weise motivieren. Es ist nicht zu übersehen, dass die mythische Begründung durch den gottverhängten Erbfluch in Phaedras Ueberlegungen an die zweite Stelle rückt. Die andere, gleichsam menschliche Begründung verknüpft Phaedra unmittelbar mit dem, was in ihrer Seele vorgeht, und gibt ihr so stärkeres Gewicht.

Wie auch immer Theseus sich verhalten haben mag, sie empfindet Ekel und Ablehnung gegen ihn, und man meint zu spüren, dieses Gefühl habe in ihr das Verlangen nach Kompensation durch die Liebe zu Hippolytos erregt. Nun ist allerdings einseitige Liebe schal; des Hippolytos Gegenliebe müsste sie ja erst gewinnen. Dies alles fühlt Phaedra, ohne es auszusprechen, als Liebende - der Reflexion bedarf es nicht - , und sie fühlt auch das Unbehagen eines Menschen, der die Brücken hinter sich abbricht ohne Ausblick ins neue Land. Am Zwiespalt, in den sie sich bringt, leidet sie; er äussert sich in ihrer Apathie, ihren Unlustgefühlen, dem Begehren, aus der gewohnten Lebensform heraus in ein ganz neues Leben zu treten, neu zu beginnen. Es sind die Symptome, die die Dichter seit eh und je für die Liebe, die ihr Ziel nicht findet, geschildert haben, Symptome darüber hinaus, die für jedes Unbefriedigtsein charakteristisch sind.

Die Konfrontation mit der alten Amme, einem Normalmenschen sozusagen, der Vernünftigkeit in Person, macht Phaedra nun all dies, was sie fühlt, vollends bewusst: wohin sie gehörte - zu ihrer Familie nämlich, zu ihrem Gatten -, wo sie ihr bürgerliches Glück finden könnte. Ihre Reaktion auf diese Einsicht ist wiederum typisch: Je rationaler die Argumente der wohlgeordneten bürgerlichen Welt, desto irrationaler die Ablehnung auf der andern Seite. Phaedra entzieht sich dem rechnenden Verstande keineswegs; sie durchschaut ihre Lage:

> quae memoras scio
> vera esse, nutrix; sed furor cogit sequi peiora (177ff.)

Aber mächtiger brennt in ihr das Verlangen und schlägt die ratio nieder:

> quid ratio possit? vicit ac regnat furor
> potensque tota mente dominatur deus.

Die Leidenschaft beherrscht mich, und über mein ganzes Gemüt regiert mächtig der Gott. (184f.)

So sieht es Phaedra: Irrationales Gefühl des Ausgeliefertseins an einen mächtigen Trieb; die Amme freilich, der Normalverstand, glaubt zu wissen, was solche Triebe gebäre:

> quisquis secundis rebus exultat nimis
> fluitque luxu, semper insolita appetit. (204f.)

Wohlstand und übertriebener Luxus, meint sie, sind die Ursachen für Phaedras Zustand - ganz unrecht hat sie wohl, mit dem Normalverstande betrachtet, nicht; und es ist eine starke Ironie, dass der von Phaedra angebetete Hippolytos später das einfache Leben predigt (483ff.). Gerade hier liegt aber vielleicht für Phaedra, abgesehen von der jugendlichen Schönheit, die Attraktivität des Jünglings. In dieser Frau wirkt mächtig, gerade weil sie im Ueberfluss lebt, ein Zivilisationsüberdruss; fort aus diesem gewohnten Leben: Jägerin wollte sie sein (natürlich auch, um mit Hippolytos zusammenzukommen); nun, der Amme gegenüber, wünscht sie sich gar ins Schneegebirge zu Hippolytos versetzt (233ff.). So übermächtig treibt sie ihre Leidenschaft (furor) aus ihrem

bisherigen bürgerlichen Leben hinaus; der Wunschtraum verfolgt sie bis in ihre Phantasie- und Fieberträume hinein, dargestellt in jener theatralisch höchst wirksamen Szene (384ff.), wo die Kranke im Hause sichtbar wird und Schmuck und Kleidung von sich wirft, um in Amazonen-Montur dem Geliebten zu folgen.

Anders sein zu wollen als man ist, ist ein Grundzug von Senecas Phaedra, und damit ist sie wohl ein typisches Kind des Dichters und seiner Zeit vor allem. Wie angedeutet, verfällt Phaedra einem schlimmen Irrtum, in dem der Keim zu ihrem tragischen Scheitern angelegt ist; denn gerade jenes 'einfache Leben', das sie sich wünscht, kennt die Liebe nicht: Hippolytos ist dafür ein beredter Zeuge. In seiner Eingangsarie und mehrfach im Stück, besonders in der langen Rede 483ff., gibt er sich als Vertreter einer reinen, harten Männerwelt, umweht vom herben Duft eines urtümlichen, berg- und waldreichen Attika, einer Landschaft gleichsam 'vor dem Sündenfall'.

Der Prozess des Bewusstwerdens führt in Phaedra ein neues Stadium der Gärung herauf; die vordem Schwankende, im Zwiespalt hin und her Gerissene gewinnt nun die Kühnheit, die sie zum Handeln treibt. Die Kühnheit ist so gross, dass Phaedra es wagt, Hippolytos ihre Liebe selber anzutragen, eine atemberaubende Szene. Hier treibt dann ihre Selbstentäusserung in dreifacher Stufenfolge einem letzten Höhepunkt zu. Hippolytos, naiv, jungenhaft, steht vor ihr und versteht nicht, was da an aufgestauten Trieben und Elementargewalten aus ihr hervorquillt von jenem "miserere viduae" (623) über "miserere, tacitae mentis exaudi preces" (636) bis zum für sie befreienden und für ihn entsetzlichen "miserere amantis" (671). Nicht genug: Sie verliert sich ganz - "sed mei non sum potens" (699) - ohnmächtig sinkt sie ihm zu Füssen, und mit seiner entsetzten Abwehr nimmt alles Weitere seinen unabwendbar verhängnisvollen Lauf. In dieser Szene bricht aller aufgestaute Affekt sturzbachartig aus Phaedra hervor; allein jenes dreifache 'miserere' setzt wirkungsvolle Pausen beredten Verstummens.

Hier macht Seneca noch einmal auf überaus feine Art deutlich, aus was für Quellen sich Phaedras Kühnheit speist: 645ff. antwortet sie auf die wahrhaft erstaunliche Bemerkung des Hippolytos, ihre rasende Liebe gelte doch wohl Theseus: "Ja, Theseus' Züge liebe ich, die frühern, als er noch ein Junge war, der erste Flaum die Wangen zierte ..." Unübersetzbar der familiäre Ton, mit dem sie anhebt und der dem Folgenden gleich den richtigen Stellenwert gibt.

Hippolyte, sic est: Thesei vultus amo
illos priores quos tulit quondam puer,
cum prima puras barba signaret genas... (646ff.).

*

In dem Konflikt zwischen Einsicht und Leidenschaft, den Phaedra in sich austrägt, obsiegt sehr bald die Leidenschaft, und alles, was Phaedra tut, leitet sich ab aus der Verfassung ihres Gemüts. Von Anfang an lässt Seneca deutlich werden, dass das seelische Gleichgewicht dieser Frau gestört ist, dass sie als Frau zutiefst verletzt ist. Das ist anders als im erhaltenen Hippolytos-Drama des Euripides. Jene Phaidra (und möglicherweise auch jene des verlorenen ersten euripideischen Stückes, das Senecas unmittelbares Vorbild war) ist im Stande, ihre Reflexion ins Allgemeine zu führen und das Problem von Einsicht und Leidenschaft in allgemeine Grundsätze zu fassen: Sie habe sich in

schlaflosen Nächten Gedanken gemacht, weshalb das Leben der Menschen den Zustand völliger Auflösung und Auswegslosigkeit erreichen könne. Falsches Verhalten, sagt sie, beruhe nicht auf mangelnder Einsicht; denn viele haben Einsicht: wir wissen und kennen, was für uns gut ist, doch führen wir es nicht aus, sei es aus Trägheit, sei es aus irgend einer Regung, einer Lust heraus, die wir dem, was gut wäre, vorziehen (Euripides, Hippolytos 375ff.). Diese allgemeinen Grundsätze berühren sich im Begrifflichen eng mit jenen, die Euripides in der Helena im Blick auf die erhabene, ideale und allweise Gestalt der Theonoe für einen wahren Seher und Deuter der Welt vorbringen lässt: Verstand und Einsicht seien die besten Grundlagen der Seherkunst, des Menschseins überhaupt (Helena 757). Euripides glaubt also wohl, je nach Umständen und Zusammenhängen entwickelten sich Anlagen, die sich in allgemeine Grundsätze fassen lassen, zum Guten oder zum Schlechten, in Phaidra wäre potentiell eine Theonoe enthalten - und umgekehrt. Das Gleiche liesse sich wohl von Senecas Phaedra nicht behaupten, so wenig als es denkbar scheint, dass sie ihr Problem so allgemein wie die euripideische Phaidra formulierte. Die Einsicht, die Senecas Phaedra gewinnt, stellt sich gleichsam ungewollt ein, als ein Produkt ihrer intellektuellen Fähigkeiten, die sich freilich der Leidenschaft unterordnen, sich aber nie völlig verdrängen lassen. Man würde bei Senecas Phaedra vielleicht besser von Getriebenheit als von Leidenschaft sprechen; denn was sie umtreibt, ist nicht eine Macht wie die Liebe oder der Hass, nicht eine willentliche Regung, dieser oder jener 'Lust' nachzugeben, sondern die Unzufriedenheit, der Ueberdruss, die Verzweiflung, die tief in ihrem Herzen wurzeln. Dem flatternden Pulsschlag dieses Herzens nachzugehen, das war, glaube ich, die Aufgabe, die Seneca lockte.

Bibliographische Notiz:

W.H. Friedrich, Euripides und Diphilos, München 1953 (Zetemata, H.5), S. 11off.

C. Zintzen, Analytisches Hypomnema zu Senecas Phaedra, Meisenheim/Glan, 1960 (Beiträge zur Klassischen Philologie H. 1),

B. Snell, Scenes from Greek Drama, Berkeley 1964 (Sather Classical Lectures, vol. 34), S. 23ff. - Szenen aus griechischen Dramen, Berlin 1971, S. 25ff.

Hans Jörg Schweizer, Baden

Th. Gelzer, Aristophanes, der Komiker, Verlag A.Druckenmüller, Stuttgart, 1971, brosch. (Sonderausgabe der RE aus Suppl.Bd.XII, Sp.1392 - 1570).

Auf der modernen Bühne ist Aristophanes ein angesehener Autor; von antiken Komödien werden seine Stücke (vor allem Frieden, Vögel, Lysistrate und Frösche) weitaus am häufigsten gespielt. Der klassische Philologe, der diese Vorstellungen besucht (so in der letzten Spielzeit die Ekklesiazusen im Zürcher Theater am Neumarkt) tut sich schwer mit seinem Urteil und beruhigt sein Unbehagen gern mit der Feststellung: 'eine sehr vergnügliche Aufführung'.

Woran liegt das? Sicher einmal daran, dass das Aktuelle, das Spezifische der Alten Komödie, sich nur schwer tradieren lässt. Die Wirksamkeit der 'politischen' Komödien des Aristophanes verleitet aber Uebersetzer und Regisseure zu Bearbeitungen und Interpretationen, um so die eigene Meinung zu den jeweiligen politischen Gegenwartsproblemen im Rahmen der Aristophaneskomödie vorzutragen. So versuchen diese Aufführungen, oft in einem grosszügig bearbeiteten Text, auf dem Theater das zu geben, was das politische Kabarett besser und aktueller, aristophanischer bieten kann.- Auf der anderen Seite ist der Philologe gerade auf dem Gebiet der alten attischen Komödie oft nicht so bewandert, dass er diesen Bearbeitungen ein fundiertes Bild der einzelnen Komödien, der Intentionen des Dichters und der Zeitumstände des aristophanischen Athen gegenüberstellen kann.

Ueber alle diese Fragen orientiert der vorliegende RE-Sonderdruck umfassend. Das Buch setzt den Artikel von Kaibel (RE II, 1895, Sp.971ff.) fort; die Literatur ist bis zum Jahre 1970 berücksichtigt.

Wie sehr die Zahl der Arbeiten auch über Aristophanes angewachsen ist, zeigt deutlich der umfangreiche Abschnitt über Bibliographie, der bei Kaibel noch fehlt. Bei der Erörterung der Werke sind der Besprechung der elf erhaltenen Komödien jeweils unter dem Titel 'Form' auch eine metrische Gliederung beigegeben, für den Benutzer oft eine wertvolle Hilfe. Dass auch der Kaibelsche Artikel weiter mit Gewinn studiert werden kann, zeigt etwa die unterschiedliche Behandlung der verlorenen Stücke (z.B. Kaibels Skizze der Handlung in den Daitales).

Besonders gut gelungen ist die umfangreiche Erweiterung des Abschnitts 'Dichterische Stellung des Aristophanes', der jetzt 'Kunst und Gestaltung des Aristophanes' überschrieben ist. Hier arbeitet der Verf. vor allem das System der Voraussetzungen heraus, die die Alte Komödie im Aeusseren (Theater, Aufführungsbedingungen, Schauspieler) und in der inneren Entwicklung (traditionelle Formen und Metrik, traditionelle Inhalte, Beziehung zum Publikum) bestimmen.

Dem Charakter der Real-Encyclopaedie entsprechend gibt der Verf. eine objektive Darstellung der kontroversen Fragen. Dennoch wird immer auch die eigene Meinung des ausgewiesenen Aristophaneskenners deutlich, prononciert in der Zustimmung zur These von einer Retraktation der Frösche (Sp.1456f.), mit abgewogenem Urteil auch in weniger zentralen Fragen, etwa bei der Ablehnung der Zwei-Theater-Theorie (Sp.1513) oder in der Frage nach der Zusammensetzung des Publikums (Sp.1531), wo der Verf. (wie auch Pickard-Cambridge in der zweiten Auflage von The Dramatic Festivals of Athens im Gegensatz zur ersten) nicht an eine Teilnahme von Frauen denkt.

Unterschiede in der Beurteilung des Dichters durch beide Verfasser, vor allem auch die Entwicklung unserer Kenntnis der Zeit um 400 (seit Kaibels Artikel sind fünfundsiebzig Jahre vergangen) zeigen u.a. die Bemerkungen über die Bedeutung der schöpferischen Erfindungskraft, der καιναὶ ἰδέαι , die Aristophanes ja immer betont und für sich in Anspruch nimmt. Hiess es bei Kaibel (sp.985ff.): 'Sein Beruf hat seine politische Stellung bestimmt; er ist konservativ in seiner Eigenschaft als Komödiendichter', so lässt hier der Verf. im Abschnitt 'Aesthetik und Gestaltungsmöglichkeiten des A.' (besonders Sp.1546ff.) in subtilen Beobachtungen die individuelle Stellung des Dichters gegenüber der in ihrem Wesen konservativen Betrachtungsweise der Komödie vor und nach 400 schön hervortreten.

Die vorliegende RE-Sonderausgabe wird für lange Zeit als Standardwerk über Aristophanes orientieren. Sie ist ein umfassendes Kompendium nicht nur zu diesem Dichter, sondern zur Alten Komödie allgemein; jeder klassische Philologe sollte das Buch besitzen.

Th. Rüsing

Franz Josef Worstbrock, Elemente einer Poetik der Aeneis. Untersuchungen zum Gattungsstil vergilianischer Epik. Verlag Aschendorff (Orbis antiquus, Heft 21), Münster in Westfalen 1963. 268 Seiten.DM.34.-

Als Ergänzung zu den einschlägigen Aeneis-Kommentaren, die - ausser Nordens Kommentar zum sechsten Buch - stilistischen Problemen meist zu wenig Aufmerksamkeit schenken, enthält dieses ausgezeichnete Buch eine Fülle von Beobachtungen, die geeignet sind, den Blick für die stilistische Eigenart Vergils zu schärfen und die Lektüre von der rein sprachlichen Seite her zu vertiefen. So veranschaulicht Worstbrock im dritten Kapitel seines Buches ("Vers und Syntax) unter anderem das Verhältnis von Hypotaxe und Parataxe: er belegt Vergils Hang zur Parataxe relativischer, konsekutiver, finaler, kausaler, konzessiver, modaler und temporaler Beziehungen mit entsprechenden Beispielen, macht auf "lange" Appositionen als Folge dieses Strebens nach Parataxe aufmerksam und erklärt Fälle mehrfacher Hypotaxe als vom Dichter bewusst gestaltete Ausnahmen. Als Beleg für temporale Parataxe führt er neben einigen anderen eine Stelle aus der Palinurus-Episode (5,857-60) an, als Beleg für eine "lange" Apposition zwei Verse aus der Juno-Aeolus-Episode (1,51 sq.) und als Beispiele bewusst gewählter mehrfacher Hypotaxe je eine Stelle aus dem ersten und zweiten Buch (1,305-309 / 2,59-62), welche einerseits die sorgenvoll suchenden Gedankengänge des Aeneas, anderseits die durchdachte List Sinons zum Ausdruck bringen sollen.- Abgesehen von dieser Parataxe, die als aufgelöste Form der Hypotaxe verstanden wird, lässt sich eine zweite, mehr "amplifizierende" oder "akkumulierende" Parataxe beobachten, die in besonderer Dichte in den bedeutungsvollen Bucheingängen wiederkehrt und nicht nur die Aufzählung sinnfälliger Einzelheiten gliedern hilft, sondern häufig auch einem Fortschreiten der Darstellung vom Ganzen zum Besonderen und einer entsprechend steigenden Anschaulichkeit dient.-
Was Worstbrocks Ausführungen in diesem und in anderen Kapiteln (so über die metrische Struktur oder über die Epitheta) besondere Ueberzeugungskraft verleiht, sind die zahlreichen Vergleiche, mit denen er Vergils Eigenart gegenüber dem Stil des Ennius und Lucilius oder gegenüber Apollonios Rhodios und Homer beleuchtet. Diesen Vergleichen mit Vorgängern Vergils entspricht als Gegenstück ein zusammenfassendes, abschliessendes Kapitel mit dem Titel "Bemerkungen zur Tradition des vergilischen Gattungsstils", das vor allem Tassos "Gerusalemme liberata" und Miltons "Paradise Lost" berücksichtigt. Das Verzeichnis der "ausführlicher behandelten Stellen" wird denjenigen willkommen sein, die das Buch nicht durcharbeiten, sondern von Fall zu Fall als - meist aufschlussreiche - Interpretationshilfe zu Rate ziehen möchten.

Theodor Knecht

Menander, Der Schild oder die Erbtochter. Eingeleitet, übersetzt und ergänzt von Konrad Gaiser. Verlag Artemis, Zürich / Stuttgart 1971, 80 Seiten, Fr. 8.50.

Bis 1905 waren von diesem Stück, das wahrscheinlich den Doppeltitel "Aspis / Epikleros" führte, nur neun Fragmente erhalten, das längste aus sechs Versen, die beiden kürzesten aus je einem Worte bestehend. Die Tyche, die im Stück selber auftritt, hat es aber gewollt, dass wir heute - dank dem von Martin Bodmer erworbenen Papyrus-Kodex - etwa 550 Verse, also rund zwei Drittel, dieses Stücks im Wortlaut besitzen und dass wir fünf von den neun indirekt überlieferten Fragmenten jetzt im Zusammenhang lesen können. Von den einzelnen Etappen dieses Fundes und von den Anhaltspunkten für die Rekonstruktion des noch fehlenden Drittels berichtet Konrad Gaiser in einem ausführlichen Vorwort, das auch die wichtigsten Grundlagen für die Deutung und für die Beurteilung liefert. Wie der "Dyskolos" gehört "Der Schild oder die Erbtochter" der frühesten Schaffensperiode des Dichters an, und wenn das Stück auch den Rang der "Samia" nicht erreicht und vor der Meisterschaft der "Epitrepontes" deutlich zurücksteht, so darf es doch als bedeutsames literaturgeschichtliches Dokument gelten : als eines der ersten Beispiele einer Charakterkomödie mit einem kräftigen Schuss Tragödienparodie, mit einer "dicken" Sklavenintrige, mit einem deutlichen Ansatz zur Gesellschaftskritik und - abgesehen von anderen Motiven - mit dem "kräftigen" Motiv des Spiels mit dem Tode, das zum Beispiel in Molières "Malade imaginaire" nachwirkt. Die Aufführungen, die das Zimmertheater von Heddy-Maria Wettstein in Zürich und auf Tournée an verschiedenen Orten der deutschen Schweiz gab, haben jedenfalls gezeigt, dass der "Schild" trotz seiner Schwächen über mehr als zwei Jahrtausende hinweg bühnenwirksam geblieben ist und ein nicht allzu anspruchsvolles, aber auch nicht ganz unvorbereitetes Publikum trefflich zu unterhalten und zu belehren vermag. Die Aufführungen, denen die vorliegende Artemis-Ausgabe als Textbuch diente, haben aber auch die Eignung und Wirksamkeit der ersten, von Konrad Gaiser geschaffenen Uebersetzung erwiesen, welche dem bald iambischen, bald trochäischen Rhythmus des griechischen Textes treu bleibt, sich in der Länge der Verse aber begründete Freiheiten (z.B. Blankvers für Trimeter) erlaubt.

Theodor Knecht

Seneca für Manager, Sentenzen, aus den Briefen an Lucilius ausgewählt und übersetzt von Georg Schoeck. Artemis-Verlag, Zürich / Stuttgart, 4.Auflage 1972, 109 Seiten, Fr. 6.80.

Dieses Bändchen, einer der grössten Erfolge der Reihe "Lebendige Antike" - innerhalb von zwei Jahren vier Auflagen! - enthält eine Sammlung von etwa 250 längeren und kürzeren Sentenzen, die der Herausgeber vom Gesichtspunkt der Aktualität aus gewählt und in der Reihenfolge ihres Vorkommens (mit Stellenangaben am Ende) lateinisch und deutsch zusammengestellt hat. Der lateinische Wortlaut entspricht der Ausgabe von Préchac (Belles Lettres); die deutsche Uebersetzung Schoecks bemüht sich im Sinne der Auswahl um moderne, zeitgemässe Wendungen, verzichtet aber aus begreiflichen Gründen darauf, Senecas prägnante Kürze im Deutschen nachahmen zu wollen. Sie greift im Gegenteil oft sogar zu erklärenden Zusätzen, um das Verständnis des lateinischen Textes zu gewährleisten, liefert also gleich ein Stück Deutung mit. Gelegentlich sind die Zusätze allerdings nicht durch die knappe Ausdrucksweise Senecas, sondern durch den Umstand bedingt, dass der Herausgeber etwas zu wenig Kontext zu einer Sentenz abgedruckt hat. Man fragt sich deshalb, ob es nicht sinnvoller gewesen wäre, in einer Sammlung "Seneca für Manager" Seneca selbst etwas ausgiebiger zu Worte kommen zu lassen und dafür auf einzelne wohl treffende Sentenzen zu verzichten, die Seneca "nur" als Zitate aus Cicero, Maecenas, Epikur, Hekaton und andern anführt.

Doch das sind Einwände, wie sie in dieser und ähnlicher Form gegen jede persönlich gestaltete Auswahl erhoben werden können. Wesentlich ist das Verdienst dieser Ausgabe : Sie hat Tausende von Lesern dazu angeregt, zu einem lateinischen Text zu greifen, der in eindrücklicher und einprägsamer Art Antwort zu geben vermag auf scheinbar hochaktuelle Fragen, die sich als allgemein menschliche, zeitlose Fragen erweisen. Es gilt, aus dem Erfolg dieser Ausgabe die notwendigen Folgerungen zu ziehen, nicht nur im Interesse derjenigen, die einmal Latein gelernt haben und aus Liebhaberei wieder einmal Latein treiben möchten, sondern auch im Interesse derjenigen, die Latein lernen und lernen werden. Eine dieser Folgerungen geht dahin, im Unterricht gewisse Autoren oder bestimmte Werke gewisser Autoren zur Abwechslung nicht in fortlaufender, sondern in "aphoristischer" Lektüre, also in Sentenzen lesen zu lassen. Für Cicero hat Otto Seel schon vor geraumer Zeit mit der "Vox humana" (Verlag Klett) betitelten Auswahl in dieser Hinsicht Pionierdienste geleistet. Für andere Autoren wie etwa Plinius den Aelteren, Quintilian, Iuvenal und einzelne christliche Schriftsteller lassen sich mit Hilfe entsprechend gegliederter Zitatensammlungen (z.B. Büchmann, Geflügelte Worte, und Guterman, A Book of Latin Quotations) und eigenen Lesefrüchten leicht ähnliche Grundlagen für eine spannungsreiche "aphoristische" Lektüre schaffen.

Theodor Knecht

Xenophon, Hellenika, griechisch-deutsch herausgegeben von Gisela Strasburger. 832 Seiten, Verlag Heimeran, München 1970. DM. 48.-.

Dieser Band füllt eine schmerzlich empfundene Lücke, denn seit den Uebersetzungen von Osiander (in der Osiander-Schwabschen Uebersetzungsbibliothek der griechischen und römischen Prosaiker und Dichter) und Rieckher (in der Langenscheidtschen Bibliothek sämtlicher griechischen und römischen Klassiker) hat es - mindestens in deutscher Sprache - keine Gesamtübersetzung dieser "Fortsetzung des Thukydides" mehr gegeben. Umso verdienstlicher ist es deshalb, dass die Herausgeberin und Uebersetzerin in dieser Ausgabe wirklich alles vorgekehrt hat, um auch dem Laien den Zugang zu Xenophons "Griechischer Geschichte" zu öffnen und zu ebnen. Dazu gehört z.B. die Art der Uebersetzung, die häufig einer deutenden Umschreibung gleichkommt, gehören die kurzen Titel, die mit Angabe von Buch und Kapitel am Kopf jeder (deutschen) Seite stehen, die Erläuterungen, die knapp, aber klar Namen und Begriffe erklären oder auf Schwierigkeiten der Textüberlieferung hinweisen, gehört der ausführliche Anhang über Xenophon und sein Werk, die mehr als vier Seiten umfassende Zeittafel und ein wirklich erschöpfendes Orts- und Personenregister mit deutscher und griechischer Namensform und mit Erklärungen zu jeder Stelle, die den betreffenden Namen aufweist. Der griechische Text dieses Tusculum-Buches folgt grundsätzlich der Ausgabe von Hatzfeld (Belles Lettres); Abweichungen sind in einer besonderen Tabelle zusammengestellt, welche die Lesarten Hatzfelds, Hudes, Marchants, Kellers und, von Fall zu Fall, anderer Gewährsleute anführt. Alles in allem ein gelungener, auf Grund der einschlägigen Literatur - die besondere Bedeutung von H.R. Breitenbachs RE-Artikel "Xenophon" wird hervorgehoben - gründlich vorbereiteter Versuch, Leser für Xenophons Hellenika zu gewinnen.

Theodor Knecht

Cicero, Gespräche in Tusculum, lateinisch-deutsch mit ausführlichen Anmerkungen herausgegeben von Olof Gigon. 594 Seiten, Verlag Heimeran, zweite verbesserte Auflage, München 1970. DM. 35.-

Die Vorzüge der bestens bekannten ersten Auflage sind durch die Verbesserungen der vorliegenden neuen Ausgabe noch gesteigert worden: die Uebersetzung hat durch die Neufassung verschiedener Stellen an Präzision gewonnen, und zum Nachwort, das die Gedankenführung eingehend erläutert, ist ein fortlaufender, 130 Seiten starker Kommentar getreten, der vor allem sachliche und philosophiegeschichtliche Auskünfte, sinndeutende und klärende Paraphrasen oder Zusammenfassungen und eine grosse Menge von Belegen und Hinweisen auf inhaltliche Parallelen bietet. Ausser sprachlichen Erklärungen, die natürlich in einer zweisprachigen Ausgabe dahinfallen, findet der Leser in diesem Tusculum-Band alle wesentlichen Grundlagen für das Verständnis des Werkes, das die Auseinandersetzung des menschlichen Daseins mit Tod, Schmerz und Leidenschaft zum Gegenstand hat. Die wichtigste Literatur ist in einer kleinen Bibliographie zusammengestellt, und sämtliche Namen sind in einem Register, das jede einzelne Stelle aufführt, erfasst.

Theodor Knecht

Gerhard Radke, Viae publicae Romanae (Sonderdruck aus Pauly's Realencycöopädie der klassischen Altertumswissenschaft, Supplementband XIII). 271 Seiten, Verlag Alfred Druckenmüller, Stuttgart 1971. Fr.30.80.

Der Verfasser, einer der besten Kenner des römischen Strassenwesens, verzichtet von vornherein darauf, "das Vorhandene auch nur annähernd vollständig aufzureihen"; er versucht statt dessen, eine Sichtung des zuverlässig Bekannten vorzunehmen. Diese in Anbetracht nur sehr lückenhafter Vorarbeiten notwendige Beschränkung, verbunden mit dem Bestreben, überall das Grundsätzliche vom Zufälligen zu scheiden, wirkt sich auf die "Lesbarkeit" des Artikels denkbar günstig aus. Dazu kommt, dass Radke, der weiteste Strecken des behandelten Strassennetzes aus eigener Anschauung kennt, das Thema und die damit zusammenhängenden Fragen nicht nur aus den zahlreich zitierten Quellen, sondern auch aus der eigenen Erfahrung heraus anschaulich zu machen versteht.

Nach einem einleitenden Kapitel, das auch eine Begriffsbestimmung der Via publicae Romanae enthält ("per quas publice ire commeare omnibus licet") bespricht der Verfasser im ersten allgemeinen Teil die Namen der Strassen - warum die Via Appia als einzige nach dem Vornamen statt nach dem Nomen gentile des Erbauers benannt ist, bleibt nach wie vor unklar -, die Zuständigkeit für den Strassenbau, den Vorgang des Strassenbaus (mit einer Untersuchung über die verschiedenen Strassenbreiten), die Meilensteine, die Routenbeschreibungen oder Itinerare (mit einer Erörterung der Fehlerquellen, die sich auf Grund von Verwechslungen römischer Ziffern ergeben), die Fora an den Strassen (wie sie jeweils halbwegs zwischen Ausgangs- und Endpunkt einer Strasse errichtet wurden, die Verwaltung der Strassen und die Reisegeschwindigkeiten (vom Tagesdurchschnitt von 20 Meilen, welchen die Gerichte bei der Ansetzung von Fristen zu berechnen pflegten, bis zu Durchschnitten von 100 Meilen täglich, wie sie sich aus Caesars "Reisen" ergeben).

Der zweite Teil ist einzelnen Strassen oder Strassennetzen gewidmet, so natürlich u.a. der Via Appia und den zugehörigen Strassenverbindungen, den Viae publicae durch Etrurien, der Via Postumia und anderen Strassen Oberitaliens, den Viae publicae nach und in Südfrankreich.

Eine im Vergleich zur sonstigen "Abbildungsfeindlichkeit" der RE erfreulich hohe Zahl von Skizzen, Abbildungen und Tabellen veranschaulicht Entstehung und Verlauf der einzelnen Strassen und liefert - neben dem Text - willkommene Hilfsmittel z.B. für die Caesar- und für die Livius-Lektüre. Dass Radke der Entsprechung und Gleichsetzung antiker und moderner Namen und dem Nachleben antiker Orts- und Meilensteinbezeichnungen im modernen Namengut grosse Beachtung schenkt, sei als besonderer Vorzug seiner Darstellung gebührend hervorgehoben!

Theodor Knecht

Ingemar König, Römische Strassen und Meilensteine in der Provincia Narbonensis (Itinera Romana, Beiträge zur Strassengeschichte des Römischen Reichs, herausgegeben von Gerold Walser, Band III). Verlag Kümmerly & Frey, Bern 1970. 304 Seiten und 1 Karte, Fr. 48.--.

Als erstes Teilergebnis der Arbeit am Corpus der römischen Meilensteine, welches das Seminar für Alte Geschichte und Epigraphik der Universität Bern unter der Leitung von Gerold Walser vorbereitet, ist bereits 1967 ein Band der "Itinera Romana" erschienen, der die 50 in der Schweiz gefundenen Meilensteine behandelt. Der vorliegende zweite Band - nach dem Plan der Schriftenreihe "offiziell" als Band III bezeichnet - schliesst die östlich an die Gallia Narbonensis angrenzenden Provinzen der Alpes Maritimae, der Alpes Cottiae und der Alpes Graiae mit ein, berücksichtigt von den Alpenstrassen also diejenigen über den Montgenèvre und den Kleinen St.Bernhard. Nach einem historischen Abriss, der von der Schaffung der Provinz (121) bis zu deren Aufgehen im Frankenreich (6. Jahrhundert) reicht, behandelt der Verfasser die einzelnen Strassen mit Angabe der entsprechenden literarischen Nachrichten, der Itinerare, der Meilensteine (in chronologischer Reihenfolge), der vorhandenen baulichen Reste (Strassenstücke, Brücken usw.) und der einschlägigen Bibliographie. So findet sich z.B. bei der Besprechung der "Alpenstrasse" ein Hinweis auf jene Caesar-Stelle (Gall. 1,10,3 sqq.), wo vom "kürzesten Weg über die Alpen" die Rede ist, den Caesar mit fünf Legionen benützte : dieser wird vom Verfasser aufgrund der Itinerare und der Meilensteine, die in grösserer Zahl im Tal der Drôme, unterhalb von Die, gefunden worden sind, mit der Route Turin-Susa-Montgenèvre-Briançon-Cap-Col de Cabre-Die-Saillans-Valence gleichgesetzt. Nach einer Chronologie des gesamten Materials an Steinen - der älteste, aus den Jahren 119/117 v.Chr. stammande Meilenstein trägt den Namen des Imperators Cn.Domitius Ahenobarbus, des Gründers der Via Domitia, die Aquae Sextiae über Narbonne mit dem Pyrenäenkamm verband - und einer zusammenfassenden Betrachtung über die "cura viarum" folgt als umfangreichster Abschnitt des Buches der 270 Nummern umfassende Katalog der Meilensteine mit den notwendigen Angaben über Fundort und Fundumstände, über den heutigen Standort, und mit einer genauen, alle wesentlichen Masse anführenden Beschreibung. Die Beschriftung, das sogenannte "Formular" der Meilensteine wird nach dem von Gerold Walser entwickelten Verfahren der Folienkopie originalgetreu abgebildet; der Abbildung folgt das entsprechende Schriftbild in Druckschrift und schliesslich der "aufgelöste", also ergänzte Wortlaut der Inschrift. Ein Ausschnitt aus einer modernen Strassenkarte, der alle behandelten Steine als rote Punkte mit der entsprechenden Katalognummer aufführt, erlaubt es festzustellen, wo Streufunde, wo Ballungen von Funden aufgetreten sind, und lässt so die mehr oder weniger dichten Fixpunkte erkennen, nach welchen sich der Verlauf der einzelnen Strassen - abgesehen von anderen Kriterien - bestimmen lässt. Diese an sich wertvolle Karte hätte aber nicht gleich zweimal (auf den vorderen und hinteren Vorsatzblättern) abgedruckt werden müssen; dem Leser wäre besser gedient, wenn er auf der zweiten Karte die antiken Namen und den gesamten Verlauf der antiken Strassenzüge überblicken könnte. Da ein Namenregister fehlt, ist nämlich die Orientierung, der bei einem Werk wie dem vorliegenden besondere Bedeutung zukommt, nicht immer leicht; erschwerend fällt zudem ins Gewicht, dass bei der Schilderung von Strassenzügen immer wieder moderne Ortsnamen verwendet werden, die auf der Karte gar nicht verzeichnet sind. So muss man, wenn man den oben erwähnten "kürzesten Weg über die Alpen" auf der Karte verfolgen will, zwischen Turin und Valence mindestens achtmal "interpolieren", wenn man nicht zufällig eine bessere als die hier zugrunde gelegte Karte zur Verfügung hat.

Theodor Knecht

Victor W.von Hagen, Alle Strassen führen nach Rom. 288 Seiten mit 64 farbigen und 150 schwarz-weiss-Abbildungen, Verlag S.Fischer, Frankfurt am Main, 1968. Fr. 44.45.

Wenn man in diesem Buche blättert, dessen Verfasser als amerikanischer Ethnograph, Archäologe und Leiter einer fünf Jahre dauernden Roman Road Expedition vorgestellt wird, so entdeckt man neben vertrauten Abbildungen viele selten oder kaum je abgebildete Objekte, die von Adolfo Tomeucci z.T. mit Geschick aufgenommen, aber technisch nicht gerade hervorragend reproduziert worden sind. Mit leisem Erstaunen stellt man fest, dass ausser Strassen, Brücken, Meilensteinen und anderen Bauwerken, die mittelbar und unmittelbar mit dem Strassenbau zusammenhangen, auch Mosaikböden, Privathäuser, Tempel, Amphitheater, Aquaedukte, Kastelle und anderes mehr abgebildet ist, und dass die Legenden zu den Abbildungen nicht nur durch zahlreiche Druckfehler entstellt, sondern auch oft recht verschwommen und unklar abgefasst sind. Das Erstaunen des Lesers wächst, wenn er sich dem fortlaufenden Text des Buches zuwendet :der Verfasser breitet hier zwar eine Fülle von Einzelheiten aus, vermag diese aber nicht zu ordnen und zu einem sinnvollen Ganzen zu verbinden, oder dann kombiniert er, wenn er Zusammenhänge herstellt, falsch. Dazu kommt, dass er viele Namen und Dinge glatt verwechselt.Es gibt Stellen in diesem Buch, wo sich das zur Bestürzung angewachsene Erstaunen des Lesers plötzlich in befreiende Heiterkeit verwandelt, Stellen, die lebhaft an die mythologischen Weisheiten erinnern, die Trimalchio seinen Gästen (Petron. 48,7 sqq) auftischt. Ein dem dort gebotenen "Bericht" über Hannibal (50,5) ebenbürtiges Stück liefert von Hagen z.B. auf Seite 207: "Die Strasse von Vienne aus ging ostwärts nach Turin. Sie führte teilweise durch sehr steiles Gelände, vor allem im Gebiet von Les Deux Alpes nach Brigantio (Briançon) am Oberlauf der Durance... Den höchsten Punkt bildete die Matrona, Mont Genèvre ... Man nimmt an, dass Hannibal auf dieser Route durch das Land der Taurini zog und "aus dem Fels eine Strasse heraushieb, die zu schwindelnder Höhe führte, indem er den Fels mit Feuern erhitzte und dann mit kochendem, brausendem Essig übergoss". Dann stieg er auf der anderen Seite ins Tal hinab und besetzte Etrurien. Die zweite Alpenstrasse von Vienne nach Aosta führte durch die Alpes Graiae und über den Kleinen St.Bernhard. Zwei Strassen verlassen zusammen Aosta (Augusta Praetoria), verzweigen sich dann und führen auf verschiedenen Wegen über die Alpen...". Mag sein, dass die eine oder andere Unstimmigkeit dem Uebersetzer des englischen Originals anzukreiden ist. Wo aber, wie an der zitierten Stelle, geradezu trimalchionisch schwadroniert und jede beliebige Quelle (hier Ammianus Marcellinus) für bare Münze genommen wird, muss ohne Zweifel der Autor selbst verantwortlich gemacht werden. Wenn es eines Beweises bedarf, dass man das Sprichwort, das als Buchtitel gewählt wurde, cum grano salis verstehen muss, so hat der Verfasser diesen Beweis geliefert: Wohl führen - nach den ältesten mittellateinischen Fassungen des Sprichwortes - "Hunderte", ja "Tausende" von Wegen nach Rom, aber kein noch so geneigter Leser wird bestätigen wollen, dass der von Victor W. von Hagen eingeschlagene Weg zum Ziel geführt habe.

Theodor Knecht